Zeitschrift: Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen

Herausgeber: Emanzipation

Band: 18 (1992)

Heft: 2

Artikel: Solidarität und Rivalität aus kultur- und entwicklungspsychologischer Sicht

Autor: Meier-Seethaler, Carola

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-361328

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

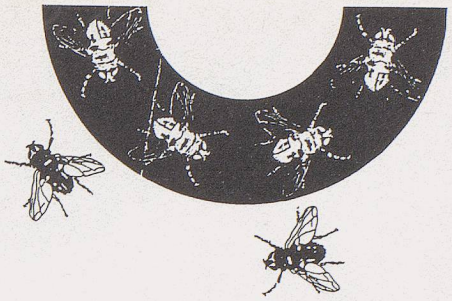
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

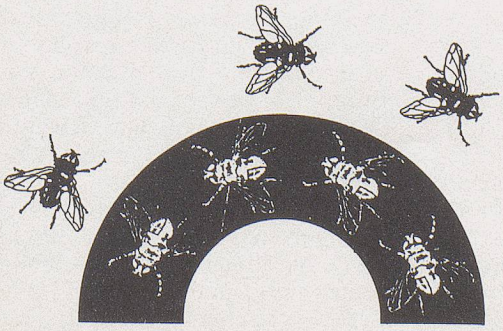
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

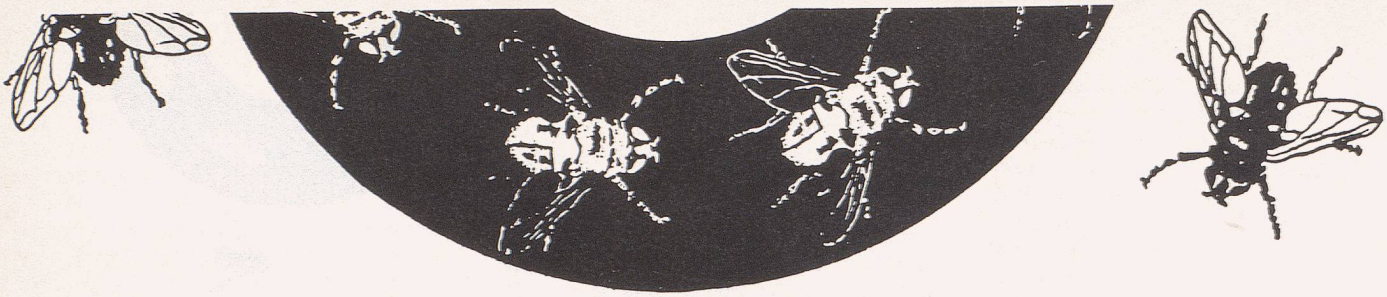


Solidarität und Rivalität

aus kultur- und entwicklungspsychologischer Sicht

von Carola Meier-Seethaler





Mein Titel zitiert die beiden Begriffe Solidarität und Rivalität bewusst in dieser Reihenfolge, obwohl normalerweise die Rivalität vor der Solidarität genannt wird. Ich tue dies, wie ich meine, mit gutem Grund: Sowohl kulturhistorisch gesehen, wenn wir genügend weit zurückgehen, als auch in der Entwicklungsgeschichte des Individuums ist das W i r früher als das Ich, ist der Zusammenhalt der Gruppe bzw. die Mutter-Kind- Konstellation grundlegender als die Ausprägung des Individuums.

Um den kulturhistorischen Stellenwert von Solidarität und Rivalität zu erfassen, ist es hilfreich, der sprachlichen Herkunft der beiden Begriffe nachzugehen.

Beide kommen aus dem Lateinischen, wobei das Wort Solidarität aus dem römischen Recht stammt. Es bezeichnet ein Rechtsverhältnis, bei dem mehrere Personen als Schuldner beteiligt sind und von denen jeder Einzelne für die ganze Verpflichtung haftet.

Dieses Gesetz weist auf alte, stammesgeschichtliche Gesellschaftsformen zurück, wie sie aus vorrömischen Verhältnissen bekannt sind und wie sie in jüngster Zeit für die verschiedensten Stammesgesellschaften beschrieben wurden. So von Uwe Wesel in seinem Buch "Frühformen des Rechts in vorstaatlichen Gesellschaften."[1]

In solchen vorstaatlichen Gesellschaften sind sowohl die Eigentumsverhältnisse als auch die Art der Konfliktregelung immer auf das Kollektiv ausgerichtet und beschränken sich nie auf ein reines Individual- oder Sachenrecht. Alle Mitglieder der engeren Gruppe kommen für Verletzungen des sozialen Gleichgewichts gemeinsam auf, wozu nicht nur Ausgleichsleistungen wie das sogenannte Wergeld im Fall eines Totschlags gehören, sondern auch der ökonomische Ausgleich bei den Heiratsarrangements. Bei den letzteren erhält diejenige Sippe, deren Mitglied den angestammten Wohnsitz verlassen muss, eine Ausgleichsentschädigung in Form von Arbeitsleistungen oder in Form von materiellen Gütern.

Am eindrücklichsten zeigt sich die Sippen-Solidarität in Bezug auf die Verteilung von Nahrung und anderer lebenswichtiger Güter. Obwohl die gesammelten, erjagten oder erwirtschafteten Produkte zunächst in der Verfügungsmacht der Produzent/Innen stehen, ist deren Aufteilung selbstverständlich. Unabhängig von ihren individuellen Fähigkeiten haben alle Mitglieder der Gruppe den gleichen Zugang zu den Ressourcen ihres Gebiets, und dies gilt für Zeiten des Überflusses genau so wie für Zeiten der Not.

Damit unterscheidet sich die ursprüngliche Solidarität grundsätzlich von unserer heutigen Sozialfürsorge, die nur im Verarmungsfalle spielt und von den Betroffenen immer als diskriminierend empfunden wird. Hingegen geht das grundsätzliche Recht auf Güterteilung etwa bei den Eskimos so weit, dass es unschicklich ist, sich für eine Gabe zu bedanken.[2]

Im übrigen finden wir diese Form der solidarischen Subsistenzwirtschaft nicht nur bei den Wildbeutergesellschaften und frühen Ackerbaukulturen, sondern noch bei fortgeschrittenen Agrarkulturen bis zum Beginn der sogenannten Hochkulturen. Ob im Alten Ägypten oder Arabien, in Alteuropa, dem frühen Indien oder Ostasien: Überall ist bezeugt, dass dem Privatbesitz und der Privatwirtschaft eine kollektive Wirtschaftsform mit gemeinsamem Bodenbesitz und kollektiver Vorratsverwaltung vorausgeht.

Unser zweiter Begriff, die Rivalität, leitet sich von "Rivale" ab, was wörtlich "Bachnachbar" heisst, und wahrscheinlich auf die gemeinsame Nutzung von Bewässerungskanälen hindeutet. Bemerkenswert ist, dass dieser Ausdruck nur im masculinum gebraucht wird, worin sich die Herausbildung patriarchaler Wirtschaftsformen spiegeln könnte, wie sie mit den künstlichen Bewässerungssystemen hochentwickelter Agrarkulturen oft Hand in Hand geht.

Hingegen spielen in allen frühen Ackerbaukulturen die Frauen sowohl als Kollektiveignerinnen des Bodens wie auch als Arbeitsteam, das den Anbau organisiert, eine wichtige Rolle.

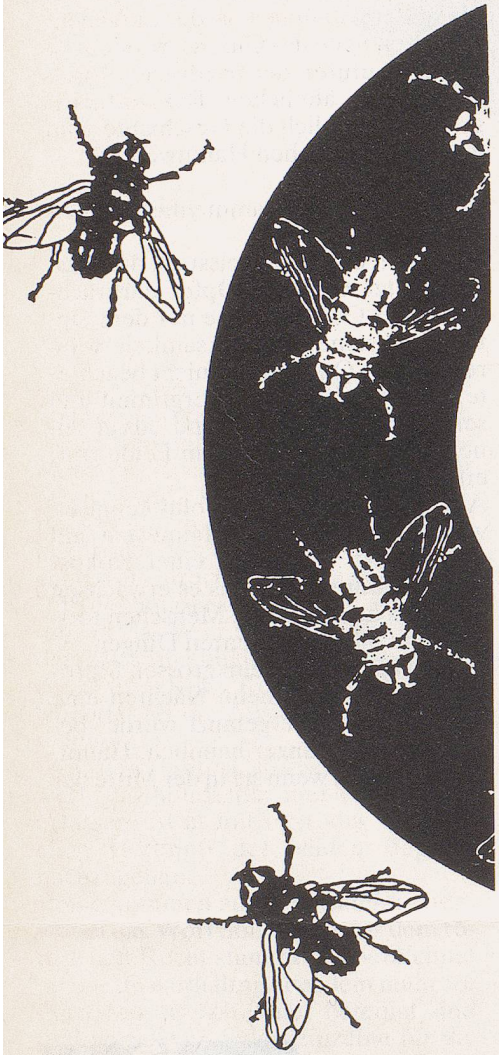
In seiner zweiten, weitaus bekannteren Bedeutung ist der Rivale ein Nebenbuhler und Mitbewerber um eine Frau, also wieder eine rein männliche Bestimmung. Auch diese Rivalität ist, wie wir wissen, umso ausgeprägter, je weiter die patriarchale Vereinnahmung der Frau fortschreitet.[3] Dagegen zeichnen sich egalitäre Gesellschaften und unter ihnen besonders die mutterzentrierten, matrialinealen Ethnien, durch weitgehende sexuelle Toleranz

aus. Erst mit der Festigung des patriarchalen Eherechts werden sexuelle Ausschliesslichkeit und Rivalität um Sexualpartnerinnen zum Problem.
Schon mit dieser Ableitung unserer Begriffe stehen wir mitten in zwei Fragestellungen, die uns im folgenden beschäftigen werden, nämlich erstens bei der Frage: Inwieweit sind individuelles Besitz-, Macht- und Prestigestreben und damit auch Rivalitäts- und Wettbewerbsverhalten angeborene menschliche Grundbedürfnisse und inwieweit kulturelle Prägungen?
Und dazu die zweite Frage: Gibt es einen Unterschied im Grad ihrer Ausprägung hinsichtlich beider Geschlechter? Und wenn ja, warum?

Zunächst zur ersten Fragestellung:
Nach allem, was wir heute aus frühgeschichtlichen und ethnologischen Forschungen wissen, kann das vorrangige Streben nach individuellem Vorteil keine universelle Eigenart der Menschheit sein. Wie schon beschrieben, ist es gerade bei sogenannt "primitiven" Völkern wenig ausgeprägt, sodass also nicht von einem naturgegebenen Egoismus gesprochen werden kann, der sich erst im Verlauf von zivilisatorischen Prozessen durch altruistische Postulate in stärker solidarisches Verhalten gewandelt hätte. Es ist vielmehr genau umgekehrt: Je höher die Zivilisationsstufe, desto wirkungsvoller stimulieren Egoismus und Wettbewerb das kulturelle Verhaltensmuster.
Warum das so ist, wird möglicherweise klarer, wenn wir uns der zweiten Fragestellung zuwenden. Wenn wir davon ausgehen – und vieles spricht dafür –, dass durchschnittlich gesehen das männliche Geschlecht zu stärkerem Macht- und Wettbewerbsstreben neigt, so gäbe es hierfür prinzipiell zwei mögliche Gründe: einmal den biologischen Anlagefaktor und zum anderen das soziale bzw. kulturelle Training.
Ich will mich hier auf die humanpsychologischen Aspekte beschränken, und da zeigt sich als ein universelles Phänomen, dass die Frauengruppe einer Ethnie sehr viel zwang- und formloser miteinander umgeht als die Männergruppe und dies, obwohl auch unter den Frauen durchaus Rangunterschiede hinsichtlich ihres Einflusses und ihrer Verantwortung bestehen.
Um den Ursachen für die grössere soziale Spannungsbereitschaft auf Seiten der Männer auf die Spur zu kommen, möchte ich meinen Thesen zwei mythische Erzählungen voranstellen, die beide das Motiv der Rivalität reflektieren und den ersten Mord des Menschengeschlechtes zum Inhalt haben.
Die eine ist die uns allen vertraute biblische Erzählung von Kain und Abel, die andere stammt von der entgegengesetzten Seite des Globus, wo sie aber in den Kulturen der pazifischen Inselwelt einen ähnlichen Bekanntheitsgrad hat, nämlich die Geschichte vom göttlichen Mädchen Hainuwele.

Ganz kurz eine Zusammenfassung beider Mythen.
Von Kain und Abel heisst es, dass beide Brüder Gott ein Opfer darbrachten. Aber Gott schenkte nur dem Opfer Abels seine Aufmerksamkeit, während er das Opfer Kains nicht beachtete. "Da ward Kain sehr ergrimmt und sein Antlitz sank ein". Und "als er seinen Bruder Abel auf dem Felde traf, erschlug er ihn".[4]
Auf Ceram, einer Molukkeninsel, wurde das Mädchen Hainuwele auf wunderbare Weise aus einer Kokospalme geboren. Und als es erwachsen war, beschenkte es die Menschen fortwährend mit wunderbaren Dingen.
Eines Tages aber, beim grossen Maro-Tanz, bei dem in neun Nächten eine neunfache Spirale getanzt wurde, beschlossen die Tänzer heimlich, Hainuwele zu töten, wenn sie in der Mitte der

Spirale sass. Der Überfluss des Beschenktwerdens war ihnen unheimlich geworden und sie waren eifersüchtig auf Hainuwele, dass sie solche Reichtümer verteilen konnte. Es wurde eine Grube gegraben, und in der neunten Nacht drängten die Tänzer Hainuwele hinein und stampften im Tanze die Erde über ihr fest.
Am anderen Morgen grub der legendäre Vater des Mädchens den Leichnam aus, zerstückelte ihn und verteilte ihn auf die Felder. Daraus erwuchsen die Knollenfrüchte, von denen die Menschen heute noch leben. Satene aber, das göttliche Mädchen, das damals noch über die Menschen herrschte, zürnte den Mördern. Sie liess alle Menschen durch das Tor des Todes gehen, und seitdem sind sie sterblich.[5]
So verschieden die beiden Mythen in Bezug auf ihren religiösen Hintergrund sind – einmal ist es ein patriarchaler, einmal ein matriarchaler Ge-



samthintergrund –, gleichen sich doch die Motive, die den ersten Mord in der Geschichte des Menschengeschlechts herbeiführen.
In beiden Fällen ist es weder existentielle Not noch eine Interessenkollision, die zum Mord treibt, noch irgendein Verbrechen, das durch den Tod gesühnt wird. Kains "Antlitz sinkt ein", weil er vor Neid auf den glücklicheren Bruder ergrimmt, dessen Opfer Gott wohlgefällig ist. Und auf den Molukken töten die Menschen das Mädchen aus Eifersucht, weil sie seine Gabenfülle nicht ertragen. Beidemale sind Männer die Mörder, wenn sie auch im Hainuwele-Märchen anonym bleiben. Bei den Tanzenden handelt es sich aber mit Sicherheit um die Männergruppe, weil Frauen beim Maro-Ritual in der Mitte des Tanzplatzes sitzen.
Beide Erzählungen beschäftigen sich mit einem menschlichen Grundbedürfnis, das stärker zu sein scheint als jedes andere: mit dem Bedürfnis nach sozialer Geltung, nach eigener Wirkungskraft und der Macht, zu geben. Und dieses Bedürfnis wird offenbar von den Männern besonders stark empfunden.
Kain neidet dem Bruder die Wirkungskraft seiner sakralen Handlung, die Männer der Insel neiden dem Mädchen seine Gabe der Kreativität. Anlass für ihre destruktive Aggression ist also das Erlebnis des eigenen Mangels im Schatten einer stärkeren menschlichen Potenz. Mit einem modernen Ausdruck könnten wir diesen Mangel als ein Defizit an persönlicher oder sozialer Identität bezeichnen, bzw. als ein Suchen nach eigener Bedeutung als Individuum und als Gruppe.
Wahrscheinlich steht auch hinter der Erzählung von Kain und Abel das Problem einer Gruppenidentität, denn der eine ist Hirte, der andere ist Akkerbauer, wie uns ausdrücklich gesagt wird, und ihre Produkte, die sie als Opfer darbringen, konkurrenzieren sich.
Ich vertrete die These, dass die ursprünglichste und folgenschwerste Konkurrenzsituation in der Frühgeschichte der Menschheit zwischen der Frauengruppe und der Männergruppe bestanden hat. Heute noch halten sogenannte Naturvölker in den verschiedensten Weltgegenden die Frauen aufgrund ihrer Gebärfähigkeit für das kreative Geschlecht, das "von Natur aus heilig" ist, wie die Aborigines in Australien sagen. Dem versuchen die Männer mit ihren Riten eine eigene Identität entgegenzustellen, die oft genug den Geburtsakt imitieren wie bei vielen Initiationsriten, bei denen der Initiand eine zweite Geburt durchlaufen muss, um seine Identität als Mann zu erhalten. Selbst die sogenannten Hochreligionen sind voll von kompensatorischen Schöpfungsberichten, in denen ein Vatergott das Menschengeschlecht hervorbringt, sei es, dass er wie Zeus die göttliche Athene aus seinem Kopf gebiert oder wie der Gott der Bibel die erste Frau aus dem Leib des Mannes hervorbringt statt umgekehrt.
Auch im Hainuwele-Mythos wird das kompensatorische Motiv der Männer deutlich. Die Männer sind eifersüchtig, weil ihnen die schöpferische Fülle der Frau unerträglich wird. Was aber bewirkt der rituelle Mord an ihr? Der Vater zerteilt ihren Leib, macht die Erde mit ihm fruchtbar und wird damit zum Schöpfer der lebenserhaltenden Nahrung für die Gruppe.
Dieser Teil der Erzählung reiht sich ein in die vielen Mythen von einem männlichen Kulturheros, der den Menschen die Segnungen des Ackerbaus und anderer Kulturinnovationen gebracht haben soll.
Heute wissen wir, dass in erster Linie die Frauen Trägerinnen der sogenannten Neolithischen Revolution gewesen sind, nachdem schon auf der Wildbeuterstufe das Sammelergebnis der Frauen weit mehr zur Ernährung der Gruppe beigetragen hatte als die Jagdbeute der Männer. Als Pflanzensammlerinnen konnten sich die Frauen die Kenntnisse aneignen, die zum Garten- und Ackerbau wie auch zum textilen Handwerk führten. Wenn, wie massgebende ForscherInnen dies annehmen, auch das keramische Handwerk eine weibliche Errungenschaft ist, so könnte darauf der Hainuwele-Mythos anspielen, wenn er unter den Gaben, die das göttliche Mädchen verteilt, das chinesische Porzellan nennt.
Wenn wir alles in allem den Kreativitätsvorsprung der Frauen bedenken, den sie zum einen durch ihre Fähigkeit besitzen, Leben hervorzubringen und das Geborene zu ernähren und zum anderen dadurch, dass sie die Trägerinnen der ersten Kulturschöpfungen waren, so wird nachfühlbar, dass es den Männern unheimlich wurde, wie es im Hainuwele-Märchen heisst.
Besonders solange der männliche Beitrag zur Zeugung unklar war und sich die Menschen auch die göttliche Potenz im Bilde der Frau vorstellten, mussten sich die Männer in ihrer sozialen Bedeutung als zweitrangig empfinden. Welchen Sprengstoff ein solches Gefühl der Zweitrangigkeit aber ansammeln kann, schildern uns die zitierten Mythen auf eindringliche Weise.
In meinem Buch "Ursprünge und Befreiungen" habe ich zu zeigen versucht, dass sowohl die Unterjochung der Frau im Patriarchat als auch die Phänomene der destruktiven Gewalt

aus diesem Sprengstoff hervorgegangen sind.[6]
In unserem Zusammenhang interessiert die Tatsache, dass das männliche Streben nach Herrschaft in allen Kulturen mit dem Rivalitätsstreben untrennbar verbunden ist, und zwar auch und vor allem zwischen den Männern selbst.
Schon Homer hatte die Lebensmaxime des griechischen Mannes in einer berühmten Verszeile beschrieben: "Immer der erste zu sein und vorzustreben den andern". Diese Maxime macht nicht nur Ehrgeiz und Erfolgsstreben zu den stärksten Motiven männlichen Handelns, sondern sie konstituiert auch das Verhältnis des Mannes zur Arbeit. Die griechischen Philosophen hielten nur ganz bestimmte Tätigkeiten für eines freien Mannes würdig, in keinem Fall aber solche, die dem täglichen Lebensunterhalt dienen. Schiere Arbeit, die zur Routine wird und das Gegebene reproduziert, ist verachtete Arbeit, und sie wurde in der Antike an Frauen und Sklaven, heute an FremdarbeiterInnen delegiert. Die typisch männliche Leistung lebt vom Kitzel der Herausforderung, welcher zur Selbstprofilierung anspornt. Was zählt, ist das Aussergewöhnliche, das Neue, welches das Bisherige übertrifft. Auf den Inhalt kommt es gar nicht so sehr an. Ob als Hirtenkrieger, als "Entdecker" Amerikas oder als Besitzer einer Warenhauskette, immer geht es dem Mann nicht nur um Beute und materiellen Besitz, sondern vor allem um seine Selbstbestätigung: um die Genugtuung, Schwierigkeiten und Gegner besiegt zu haben, und um das Gefühl eines kreativen Machtzuwachses, das ihm das stolze Bewusstsein von der eigenen, überdurchschnittlichen Leistung vermittelt.
Es ist unschwer zu sehen, dass in der männlichen Leistungsdefinition als solcher der Keim für das Fortschrittsdenken enthalten ist. In der westlichen Kultur erfüllt der Erfinder neuer wissenschaftlicher und technischer Errungenschaften das Ideal männlicher Überlegenheit am vollkommensten. Je internationaler dabei die Wettbewerbsbedingungen werden, desto schneller nimmt der technologische Fortschritt zu, bis zu dem Punkt, an dem wir heute stehen:
Unsere Universitäten sind zu eigentlichen Kampfarenen geworden, in denen sich die Wissenschaftler mit immer neuen Forschungsergebnissen und technischen Innovationen gegenseitig übertrumpfen, Errungenschaften, die unsere Industrie einerseits initiiert und andererseits übernimmt, um damit pausenlos das zu produzieren, was die anderen nicht oder noch nicht haben.
Dabei wird uns erst jetzt mit Erschrekken bewusst, dass der industrielle Steigerungswahn unsere Lebensgrundlagen bedroht. Aber eigentlich ist dies gar nicht so erstaunlich, wenn wir bedenken, dass die männlich geprägte Kultur ja mit dem Ziel angetreten ist, der weiblichen Lebenskreativität männliche Schöpfungen entgegenzustellen, und dass die moderne Naturwissenschaft sich seit Bacon zum Ziel setzt, die weiblich definierte Natur durch männliche Werke zu übertrumpfen. Schon Bacon's Zukunftsvisionen, in denen er von künstlichen Pflanzen und Tieren aus Männerhand träumt, die perfekter sind als die Geschöpfe aus dem Schoss der Mutter Natur, nehmen die moderne Gentechnologie vorweg. Die Möglichkeiten der Reproduktionstechnologie scheinen vollends den uralten Männertraum zu erfüllen, Leben ohne die Frau zu schaffen.
Wenn wir heute vor dem Dilemma stehen, dass ein weiterer, ungebremster Fortschritt den Bestand unserer Erde in Gefahr bringt, so ist diese Situation nur dann ausweglos, wenn wir sie für das Ergebnis objektiver Sachzwänge halten, das heisst, wenn die eigentlichen Triebfedern für diese Entwicklung unbewusst bleiben und wir fortfahren, das Streben nach Fortschritt um jeden Preis für ein urmenschliches oder sogar für das edelste allen menschlichen Strebens zu halten.
Erst wenn wir darin ein soziokulturelles Reaktionsmuster sehen, begreifen wir, dass der Leistungszwang weder ein menschliches noch ein männliches Grundbedürfnis ist, sondern das jede menschliche Gruppe, die sich in ihrer sozialen Bedeutung zurückgesetzt oder gar unterdrückt fühlt, zu Überkompensationen greift. Heute sind dies gerade auch die Frauen, und deshalb besteht die Gefahr, dass die für unsere Gesamtkultur so wichtige Emanzipation des Weiblichen auf die schiefe Ebene der Nachahmung männlicher Leistungsmanie gerät.
Im übrigen zeigen sich die psychischen Folgen von Unterdrückung heute besonders tragisch in der Dritten Welt, wenn die Menschen dort es nicht erwarten können, ihrerseits den tödlichen Wettbewerbskurs unserer Zivilisation zu imitieren.
Wenden wir uns nach diesen notgedrungen kurzen kulturpsychologischen Betrachtungen nun der Individualpsychologischen Ebene zu.
Immerhin beginnt das Leben mit jedem Menschenkind neu und werden die Lebensziele der Individuen durch ihre familiäre Umwelt geformt.
Wir wissen aber auch, dass die bewussten Erziehungsziele und die angewandten Erziehungsmethoden sehr viel weniger prägend sind als die psychodynamischen Faktoren, wie sie durch die Familienkonstellation als solche gegeben sind. Sie zu reflektieren stellt deshalb die Voraussetzung für jede grundlegende Veränderung dar.
Entscheidend neue Impulse für die psychoanalytische Betrachtungsweise verdanken wir amerikanischen For-

scherinnen wie Nancy Chodorow, Dorothy Dinnerstein oder Evelyn Fox-Keller, um nur die wichtigsten Namen zu nennen.[7]

Den Ansatz für die feministische Psychoanalyse bildet das von Freud entdeckte ödipale Dreieck zwischen Mutter, Vater und Kind, das in ihren Augen ein recht schiefes und korrekturbedürftiges Dreieck ist.

Das Kleinfamilienmodell, welches durch dieses Dreieck beschrieben wird, und welches Freud für eine menschliche Ursituation hielt, ist freilich erst eine sehr junge soziologische Erscheinung und nicht mehr als ca. 200 Jahre alt. Gerade dieses jüngste Familienmodell hat aber die einseitig patriarchale Familiensituation in mancherlei Hinsicht noch verschärft. Seit sich die Kernfamilie aus dem Sippenverband und die ökonomische Produktion aus dem Lebensverband der Familie gelöst haben, ist die Welt des Kindes im wesentlichen auf eine Dreizimmerwohnung und zwei erwachsene Personen zusammengeschrumpft. Auf zwei Erwachsene, notabene, von denen die eine fast ständig abwesend ist, sodass als einzige Bezugs- und Identifikationsfigur für das Kind nur noch die Mutter übrig bleibt.

Das allein stellt sowohl eine enorme Belastung für die Mutter dar als auch ein geradezu unverantwortliches Risiko für das gesunde Aufwachsen des Kindes für den Fall, dass aus irgendeinem Grunde die Mutter ausfällt oder versagt.

Diese an und für sich prekäre Situation wirkt sich aber sehr unterschiedlich aus, je nachdem, ob das oder die Kinder weiblichen oder männlichen Geschlechts sind. Beide Geschlechter erfahren die frühe Kindheit als die prägendsten Jahre ihres Lebens unter dem Vorzeichen der dominanten Mutterbeziehung, d.h. beide, Mädchen und Knabe, identifizieren sich emotional mit der Mutter. Mit dem grossen Unterschied allerdings, dass das Mädchen diese Identifikation zumindest bis zur Pubertät aufrechterhalten kann, während der Knabe von dem Augenblick an, wo er sich seiner Geschlechtszugehörigkeit bewusst wird, aus dieser Identifikation herausfällt.

Wenn wir die Folgen dieser Situation zunächst für die individuelle Entwicklung des Mannes in Betracht ziehen, so bedeutet sie mit den Worten Dinnersteins, dass der heranwachsende Knabe eine doppelte Ablösung von der Mutter zu leisten hat: Er muss nicht nur erwachsen, sondern ein anderer Erwachsener als die Mutter werden. Deshalb wird das Autonomieproblem zum zentralen psychischen Problem des Mannes, mit allen Folgen für ihn selbst und für die von ihm geprägte Kultur.

Von früher Kindheit an ist für ihn Ich-Sagen gleichbedeutend mit Nein-Sagen zum emotional-Weiblichen, oder anders ausgedrückt: Der junge Mann erkämpft sich seine Autonomie um den Preis der emotionalen Nähe und er gefährdet seine Autonomie, sobald er sich intensiv auf emotionale Kontakte einlässt. Dieses Dilemma erschwert nicht nur die Partnerschaftsfähigkeit des Mannes, sondern drängt ihn dazu, seine persönliche Profilierung in der Welt der Sachen und des sachlichen Wettbewerbes zu suchen, wie dies unser Wissenschafts- und Wirtschaftsbetrieb anbietet.

Hier wiederholt sich also auf individueller Ebene der Mechanismus der männlichen Identitätssuche, wie er sich am Beginn der Patriarchatsentwicklung kollektiv abspielte. Suchte damals die Männergruppe nach ihrer sozialen Identität in Abgrenzung zum Frauenkollektiv, so muss sich heute der heranwachsende individuelle Mann aus der Lebenswelt der Mutter lösen und seine Identifikation mit der männlichen Erwerbswelt und deren Leitbildern herstellen.

Ganz anders stellen sich die Folgen der gleichen familiären Ausgangssituation für die individuelle Entwicklung der heranwachsenden Frau dar.

Die Identifizierung der Tochter mit der Mutter qua Geschlechtszugehörigkeit begleitet die Ich-Entwicklung des Mädchens mit dem Grundgefühl der Zugehörigkeit und Bezogenheit. Dies stärkt nicht nur seine emotionalen Fähigkeiten, sondern prägt auch den weiblichen Denkstil, bei dem weniger das Analytisch-Trennende im Vordergrund steht als vielmehr das einfühlende und intuitiv-ganzheitliche Denken.

Allerdings erfährt auch die Entwicklung der jungen Frau einen schwerwiegenden Bruch von dem Moment an, als sie sich qua Geschlecht aus der kulturellen Welt der Männer ausgeschlossen fühlt. Nun steht sie vor dem Dilemma, sich entweder in das Prokrustesbett der patriarchal definierten Weiblichkeit zu zwängen oder sich in Identifaktion mit der Welt der Väter vom weiblichen Rollenschema zu lösen.

Praktisch gesehen stellt dies die Frauen vor die unmenschliche Alternative, wählen zu müsssen zwischen einem Leben mit Kindern um den Preis des Abgeschnittenseins vom aktiven Mitwirken in Gesellschaft und Kultur oder der Möglichkeit, sich persönlich weiterzuentwickeln und an den öffentlichen Aufgaben der Zeit teilzunehmen unter Preisgabe der Mutterschaft.

Beide Geschlechter erleiden also wesentliche Beschneidungen, solange wir an unseren Rollenfixierungen und am einseitigen Familienmodell festhalten. Vor diesem Hintergrund erfährt der Ruf nach reziproker Partnerschaft in Familie und Beruf und der Ruf nach den Neuen Vätern eine viel umfassendere Bedeutung als die meisten ihm beimessen.

Es geht dabei nicht nur um Gerechtigkeit und um Chancengleichheit für die Frau, sondern um die Aufhebung unseres verhängnisvollen Kulturentwurfs, der die eine Hälfte der Menschheit vom Leben entfremdet und die andere Hälfte zur Ohnmacht verdammt hat.

Für die Neugründung des Geschlechterverhältnisses ist die Wiedereinsetzung der Frauen in ihre gesellschaftliche Kompetenz zwar unabdingbar, aber dies kann nicht heissen, dass sie sich nun ebenfalls in die lebensfeindliche Wettbewerbsspirale einreihen sollten. Gleichzeitig müssen Männer ihre fragwürdige Identifikation mit dem Erfolg um des Erfolges willen revidieren, was nur dann gelingen wird, wenn sie ein eigenes, authentisches Verhältnis zum Leben entwickeln, und dies ist nur möglich durch die praktische Pflege des heranwachsenden Lebens und die ganz konkrete Übernahme von sozialer Verantwortung.

Eine Neuverteilung der Arbeit bzw. die Aufhebung des gespaltenen Arbeitsbegriffs zu Gunsten der bisher unterbewerteten weiblichen Tätigkeiten würde ausserdem die Fortschrittsdynamik ganz von selbst verlangsamen, wenn nämlich alle Väter nur noch ihre Halbzeit-Energie in diese Dynamik hineinpumpen würden, um die andere Hälfte dem Leben zu widmen.

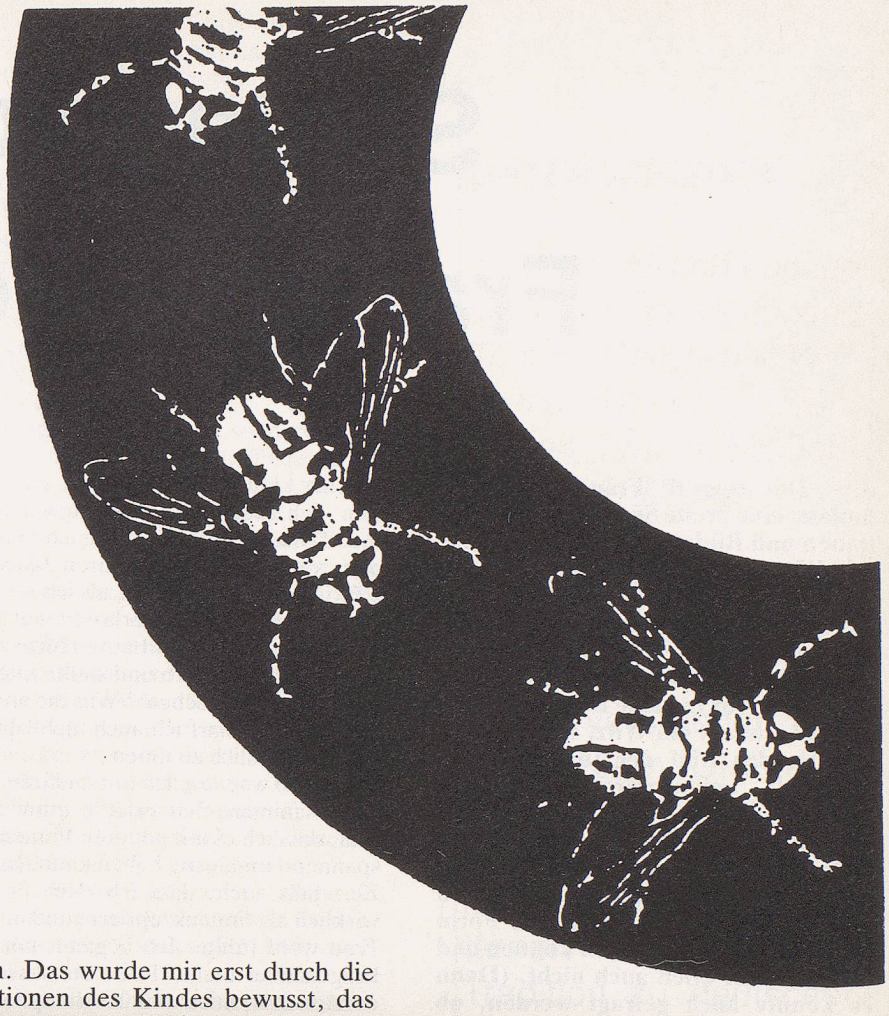
Freilich ist dies alles nicht nur eine Frage der Organisation und des guten Willens, sondern solche Veränderungen rütteln an den Grundfesten unserer Wertvorstellungen, wie sie nicht nur unserer Staatsidee, sondern auch unserer patriarchalen Ethik zugrunde liegen.

Sosehr sich unsere Staatsrechtstheorien bezüglich ihres Menschenbildes unterscheiden, ob sie so pessimistische Prämissen unterstellen wie Thomas Hobbes oder ein optimistisches Menschenbild zugrunde legen wie Rousseau, immer gehen sie vom Recht des Individuums aus, welches an die Rechte anderer Individuen angrenzt, und zwischen denen die Staatsgewalt das Schiedsgericht bildet. Auch unsere Menschenrechte, welche die Unverletzlichkeit von Leib und Leben, das Recht auf Glaubens- und Gewissensfreiheit und das Recht auf persönliches Eigentum garantieren (dazu die Presse- und Versammlungsfreiheit und die Freiheit von Wissenschaft und Kunst) – alle diese Rechte beziehen sich auf die Integrität von Individuen.

Von gewachsenen Gemeinschaften ist nirgends die Rede. Nicht von der Familie als einer gewachsenen Gemeinschaft zwischen Eltern und Kindern, die bis vor ganz kurzer Zeit nur durch die Rechte des Familienvorstands vertreten war, und auch nicht von gewachsenen Siedlungsgemeinschaften, die nicht nur benachbarte und befreundete Menschen umfassen, sondern auch den sie umgebenden Lebensraum.

Ein solches Individualrecht übersieht die elementare Lebenstatsache, dass der Mensch als soziales Wesen geboren wird, und dass das Geborene dem

Untergang geweiht ist, wenn ihm trotz aller körperlichen Pflege die psychische Solidarität vorenthalten wird.
Auch haben weder die scholastische Ethik des Mittelalters noch die humanistische Ethik der Neuzeit von Gemeinschaftswerten gesprochen. Das Wort Solidarität im Sinne eines Wert- und Tugendbegriffs taucht erst im 19. Jahrhundert auf, während man vorher einerseits von Gerechtigkeit und andererseits von Altruismus sprach.
Das Gegensatzpaar Egoismus-Altruismus bezieht sich aber primär nicht auf die Gemeinschaft, sondern auf das individuelle Tugendverhalten. Denn wenn die Alternative lautet: ich *oder* der/die Andern, so entfällt damit gerade die Ich-Du-Beziehung oder das Wir.
Und da es nach dem Verständnis der rationalen Philosophie das Natürliche ist, an sich selbst zu denken, wird der Altruismus zur Opfertat, zu jener vielbeschworenen Selbstlosigkeit, die psychologisch gesehen gar nicht zu leisten ist, es sei denn in der Form der asketischen Selbstabtötung oder im tatsächlichen Heldentod.
Hier bewegen wir uns im wahrsten Sinne des Wortes im circulus vitiosus der patriarchalen Ethik.
Gerade weil sich der Mann in der mutterzentrierten Frühzeit in gewissem Sinn als Aussenseiter des Lebens fühlen musste, hat er sich von frühester Zeit an den Opfergedanken zu eigen gemacht. Ob als Jahreskönig oder als sakraler Krieger, immer bot er der Gemeinschaft und den kosmischen Mächten sein Leben dar in der Vorstellung, mit seinem Tod der Fruchtbarkeit des Stammes zu dienen. So verglichen die Kopfjäger von Neuguinea die Köpfe der sich gegenseitig tötenden Männer mit der Kokosnuss, aus dem die Kokospalme als Symbol des Lebensbaumes erwächst.
Solidarität hat eine ganz andere Basis als die heldische Selbstopferung. Sie erwächst gerade aus der konkreten Lebensgemeinschaft, und wenn wir vom Miteinander ausgehen, so bildet die Polarisierung von Egoismus und Altruismus eine falsche Alternative. In der konkret gelebten Situation gehören Selbstliebe und Nächstenliebe zusammen, weil Solidarität bedeutet, von Grund auf für die ganze Gruppe zu fühlen und zu denken, woraus sich die Teilung der Nöte und Sorgen ebenso selbstverständlich ergibt wie die Teilung der Güter und Freuden.
Dass Mitfreude ein ebenso ursprüngliches Bedürfnis ist wie Mitleiden, können wir von unseren Kindern lernen. Ich erfuhr dies am Beispiel sogenannter Gesellschaftsspiele, als ich sie mit meinen kleinen Töchtern spielte. Es handelt sich dabei ja ausnahmslos um Wettspiele, bei denen das Kind nach dem erklärten Ziel der Pädagogen das faire Verlieren lernen soll. In erster Linie geht es aber darum, selbst zu gewinnen und den anderen verlieren zu



lassen. Das wurde mir erst durch die Reaktionen des Kindes bewusst, das weinte, wenn es verlor, und weinte, wenn es gewann, weil dann seine Mutter verlor, und unter Tränen die Frage stellte: "Gibt es kein Spiel, bei dem wir beide gewinnen?"
Die patriarchale Ethik gibt auf diese Frage keine Antwort. Auch bei Kant besteht der Graben zwischen Pflicht und Neigung, und die ethische Tat aus dem Triumph des altruistischen Geistes über die egoistischen Leidenschaften. Und damit wird einmal mehr die Emotionalität ihrer ethischen Qualität beraubt.
Das ist allerdings die Crux der gesamten patriarchalen Philosophie, die immer Denken und Fühlen polarisiert, nicht zuletzt deshalb, weil sie das eine für den Mann reserviert und das andere an die Frau delegiert.
Nur Agnes Heller hat in ihrer "Theorie der Gefühle" davon gesprochen, dass Denken und Fühlen nicht nur keine Gegensätze sind, sondern dass die höheren Formen der Emotionalität und der Rationalität einander bedingen.
Die entwickelte Emotionalität macht Gerechtigkeit und Solidarität zu "radikalen" Bedürfnissen, wie Heller sie nennt, oder anders ausgedrückt: Die entwickelte Emotionalität in Form der Mitfreude und des Mitleidens lässt die eigenen vitalen Interessen und diejenigen der mit uns verbundenen Menschen als gleich starke Werte empfinden.[8]
Wenn es aber um die menschliche Zukunft als Ganzes geht, die von bedenklichen technologischen Entwicklungen bedroht wird, so sollten wir uns auf den juristischen Ursprung des Wortes Solidarität besinnen: Wenn schon jede und jeder von uns für die Gruppe als Ganze haftet, so müssen wir auch das Recht haben, mitzubestimmen, wofür wir haften.

Anmerkungen

1) Uwe Wesel: Frühformen des Rechts in vorstaatlichen Gesellschaften, Frankfurt 1985
2) Ebenda S. 86 ff
3) Ebenda S. 85 f
4) Altes Testament, Genesis, 4. Kap.
5) Rudolf Jockel: Götter und Dämonen, Fournier Wiesbaden, o. J.
6) Carola Meier-Seethaler: Ursprünge und Befreiungen. Eine dissidente Kulturtheorie, Zürich 1988
7) Nancy Chodorow: Das Erbe der Mütter, München 1985
Dorothy Dinnerstein: Das Arrangement der Geschlechter, Stuttgart 1979
Evelyn Fox-Keller: Liebe, Macht und Erkenntnis, München 1986
8) Agnes Heller: Theorie der Gefühle, Hamburg 1980
Dieselbe: Das Leben ändern. Radikale Bedürfnisse, Frauen, Utopie, Hamburg 1980